

Leseprobe aus:

Diane Broeckhoven

Ein Tag mit Herrn Jules



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Die zeitlose halbe Stunde zwischen Erwachen und Aufstehen umhüllt Alice wie ein vertrautes Kleidungsstück. Sie hat das Gefühl, in einer Gebärmutter dahinzutreiben und einem neuen Tag entgegenzuschaukeln. Entspannt schmiegt sich ihr Körper in die warmen Falten des Bettes, ihre Muskeln und Gelenke sind schwerelos, der Geist leer. Jules' Geruch – ein Hauch von verflogenen Alkohol, Muskatnuß und altem Mann – liegt wie ein dunkler Schatten hinter ihr. Gewohnheitsgemäß kümmert er sich in der Küche um das Frühstück, das einzige, was er im Haushalt tut, soweit sie sich erinnert. Jeden Morgen Punkt acht beginnt er mit seinem Ritual. Alice steht erst auf, wenn der Duft von frischem Kaffee die Gerüche des Bettes über-

deckt und sie sich bewußt gemacht hat, wie gut es ihr eigentlich geht. Dann rappelt sie sich hoch, spürt, daß ihre Haut um Hüften und Schenkel spannt wie ein zu straff gezogenes Gummiband. Ihre geschrumpften Brüste suchen Halt an den Rippen. Sie weiß, daß die Beschwerlichkeiten der ersten Morgenstunde nach und nach mit kleinen Stichen hier und da vergehen werden und daß sie gegen Mittag wieder in ihrem alten Körper stecken wird. Mehr oder weniger.

Es hatte geschneit. Alice schaute aus dem Fenster und sah unten die weiß leuchtende Straße. Sie hüllte sich in den Morgenmantel und versuchte so, die Wärme des Bettes unter dem blauen Frotteestoff zu bewahren. Den Gürtel zog sie stramm um ihre Taille und steckte die Hände in die Taschen. Bea, die unter ihnen wohnte, kehrte im gelblichen Schein einer Straßenlaterne auf dem Bürgersteig vor dem Haus Schnee.

«Die ist auch immer nur am Ackern», dachte Alice.

Sie blieb stehen und hörte zu, wie sich Rauschen und Schaben von Besen und Schaufel immer wieder abwechselten, eine Fanfare in der Ferne, die nicht näher kam. Fröstelnd ging sie in die Richtung, aus der der Kaffeeduft kam.

«Es hat geschneit, Jules», sagte sie zum Hinterkopf ihres Mannes, der über die Rückenlehne des Sofas ragte. Meistens wartete er in der Küche am Frühstückstisch auf sie, den er immer auf die gleiche, akkurate Weise gedeckt hatte. Jules antwortete nicht, was ihr ein Lächeln entlockte. Bestimmt starrte er wehmütig in den Schnee und dachte dabei an früher, als es noch richtige Winter gegeben hatte. Eisig und rauh. Langsam kam sie näher, gebremst durch ihre steifen Knie. Aus einem Impuls heraus legte sie kurz die Hand auf sein schütteres Haar. Sacht auftretend ging sie um das Ledersofa herum und setzte sich neben ihren Mann. Daß er von seinen eigenen Hausregeln abwich, um durch die Wand aus Glas die Schneelandschaft in sich aufzuneh-

men, stimmte sie mild. Auf diese Weise bekam sie selbst unerwartet ein Stückchen Freiheit geschenkt. Die Pflicht rief sie noch nicht gleich.

Sie rückte näher an ihn heran und spürte die Wärme seiner Schulter an ihrer. Kurz neigte sie den Kopf zur Seite, bis der rauhe Stoff seiner Jacke ihre Wange kratzte.

«Es ist irgendwie hell und dunkel zugleich», sagte sie und lächelte ihr Spiegelbild in der großen Fensterscheibe an.

Jules erwiderte nichts. Reglos blieb er neben ihr sitzen, mit den Händen auf den scharfen Bügelfalten der Hose. In der Küche hörte sie, wie die letzten Tropfen durch die Kaffeemaschine fielen, dann das Finale aus Dampfen und Schnauben. In der lärmenden Stille, die darauf folgte, drang die Wirklichkeit zu ihr durch.

«Jules!»

Ihre Stimme brach mit Kraft aus ihrer Kehle hervor, wie ein Vogel, der aus dem Gebüsch aufschreckt. Sie schüttelte und schlug ihn, be-

kam aber keine Bewegung in den starren Körper.

«Jules!»

Wieder ein Vogel. Ein kleiner, scheuer.

Er reagierte nicht. Schwerfällig bewegte er sich mit, als sie ihn mit klauenartig gekrümmten Fingern bei den Schultern packte. Jules war tot. Sie konnte es nicht fassen. Im glücklichsten Moment ihres Tages, ihrem Gebärmutterhalbenstündchen, war er gestorben. Doch vorher hatte er noch seine Pflicht getan. Er hatte den Tisch gedeckt und Kaffee aufgesetzt.

Es kam ihr so merkwürdig vor, daß sie neben ihm gesessen hatte und einfach davon ausgegangen war, daß er lebte. Sie hatte mit ihm gesprochen und gedacht, er würde aufstehen, mit ihr in die Küche gehen und sich an den gedeckten Tisch setzen. Dieser Gedanke beruhigte sie. Jules würde erst dann wirklich tot sein, wenn sein Sterben bis ins Mark zu ihr durchgedrungen war. Bisher traf die Wahrheit lediglich von außen zu, an den äußeren En-

den ihrer Nerven. Wie Nieselregen sickerte die Wahrheit durch ihre Poren in sie hinein.

«Für die Hinterbliebenen ist es immer schlimm», flüsterte sie, und die Oberflächlichkeit dieser lächerlichen Bemerkung beruhigte sie einen Moment lang. Sie legte ihre noch bettwarme Hand auf seine, die sich kühl anfühlte. Aber nicht kalt.

Natürlich hatten sie übers Sterben geredet, ihre Angst davor, sich in menschliche Wracks zu verwandeln, miteinander geteilt. Jules reagierte immer gereizt, wenn sie sagte, sie fände es gar nicht so tragisch, dement zu werden. Es erschien ihr wie ein recht sorgloses Dasein. Nichts mehr regeln müssen, Schwestern, die einem geduldig das letzte bißchen Leben einlöffelten, die Freundinnen aus dem Kindergarten und die ersten heimlichen Liebhaber, die unerwartet vorbeikämen. Vor allem mit letzterem konnte sie ihren Mann auf die Palme bringen. Er war ihr erster Liebhaber gewesen, er hatte sie ins Leben und in die

Liebe eingeweiht. Sogar fünfzig Jahre später duldete er keine Scherze über sogenannte Rivalen.

«Denk doch auch mal an die Hinterbliebenen und nicht nur an dich selbst», sagte er dann. «Stell dir vor, du würdest mich nicht mehr wiedererkennen. Auch Herman nicht oder die Enkel.»

Tja, das war dann das Problem der Hinterbliebenen, dachte sie. Doch diesen völlig auf sich selbst bezogenen Gedanken sprach sie nicht aus. Ihr kam es so friedlich vor, auf der Schwelle des Todes in einer Nebelbank zu verschwinden, wo Erinnerungen langsam verblaßten und Geräusche verebbten. Sie fand es sogar romantisch, wenn das Leben auf diese Weise erlosch. Wie am Ende eines französischen Films, wenn sich die Farben in einem Panorama aus Pastell brachen. Fin!

Es hatte Momente gegeben, da hatte sie das Bedürfnis gehabt, Jules nicht wiederzuerkennen. Doch er war ihr in die Haut eingebraunt. Niemals würde er für sie unsichtbar sein.

Plötzlich sterben, ohne Schmerzen, ohne Angst, das wäre seine Wahl, wenn er eine hätte. Wie der Stoß einer riesigen Hand in den Rücken, ohne jede Chance, sich dagegen zu wappnen. Das Gefühl, das eine Fliege in dem Sekundenbruchteil haben muß, wenn sich die zusammengerollte Zeitung über ihren schutzlosen Körper erhebt. Das fand Alice dann schlimm für die Hinterbliebenen. Und unverschämt, so ganz ohne jedes Vorzeichen einfach aus dem Leben zu verschwinden.

Wenn Jules also nicht wollte, daß sie dement wurde, dann wäre sie doch für ein schönes, tiefsinniges Sterbelager. Nicht zu lang, nicht zu kurz. Schmerzen und menschenunwürdige Körperlichkeiten wie Windeln oder blauverfärbte Gliedmaßen verdrängte sie. Sie würde in einem warmen Nachthemd unter frischgebügelten Decken liegen, mit silbergrau getöntem Haar und manikürten Nägeln. Sie würde Jules alles sagen können, was sie fünfzig Jahre lang in sich hineingefressen hatte. Daß sie ihn haßte und daß sie ihn liebte.

Daß sie manchmal am liebsten weggelaufen wäre und daß sie froh war, geblieben zu sein. Daß sie hatte frei sein wollen und sich mit jeder Faser an ihn gebunden fühlte. Dinge, die man sich vor dem Hintergrund der Alltagsorgen nicht sagt. Sie würden sich bei den Händen fassen und einander vergeben. Alles. Jules' Kiefergelenk würde sich nur kurz unter seiner schlaffgewordenen Haut bewegen, für sie das Zeichen einzulenken. Unter diesen endgültigen Umständen würde er sich allerdings beherrschen. Er würde nicht böse werden, ihr keine Vorwürfe machen. Er würde sie in Ruhe sterben lassen. Sie schon vermissen, bevor sie Kraft sammelte für ihren letzten Atemzug.

Alice ging so in ihrer Phantasie auf, daß sie für einen Moment vergaß, daß sie jetzt die Hinterbliebene war. Als ihr das Unabwendbare plötzlich wieder einfiel, traten ihr Tränen in die Augen. Sie wischte sich über die Wange und stupste mit ihren nassen Fingern kurz ge-

gen Jules' Handrücken. Die feuchte Kälte des Todes grub sich Gänge unter seiner Haut. Sie erhob sich, nahm das weiße Licht in sich auf, das erbarmungslos ins Zimmer leuchtete. Danach setzte sie sich auf den Couchtisch aus Eichenholz, ihrem Mann direkt gegenüber. Unschlüssig. Sie studierte sein Gesicht. Die Augen waren halb geschlossen wie bei einem Kind, das mitten im Spiel vom Schlaf übermannt worden war. Um die Lippen – bildete sie sich das ein, oder waren sie bläulich? – spielte der Schatten eines Lächelns. Hatte er die große Hand hinter sich gespürt, die ihn über die Grenze zwischen Leben und Tod gestoßen hatte? Nun erst entdeckte sie seine Brille auf dem Boden. Sie hob sie auf, wischte mechanisch die Gläser mit einem Zipfel ihres Bademantels sauber und schob sie vorsichtig auf Jules' Nase.

Er hat nicht gelitten, wußte Alice. Das beruhigte sie. Sie fragte sich, ob sie seine Augen schließen sollte. In Filmen hatte sie gesehen,

wie Angehörige die Lider mit einer subtilen Bewegung ihres Daumens zudrückten. Sie stand auf, stellte sich rechts neben Jules und legte ihm die Hand aufs Gesicht. Sie bebte. Letzten Sommer hatte sie am Hauseingang einen kleinen aus dem Nest gefallen Spatzen gefunden. Sie hatte ihn mit hinaufgenommen und in der Hand gehalten, dem einzig denkbaren Ort, um ihn sterben zu lassen. Ein letztes Zittern, und er war tot gewesen, aber noch von warmer Flaumigkeit umhüllt. Die Berührung von Jules' Lidern und das kaum wahrnehmbare Streicheln seiner Wimpern in ihrer Handfläche ließen sie wieder daran denken. Rasch zog sie die Hand zurück. Sie konnte es nicht. Die Verwunderung würde aus seinem Gesicht verschwinden, wenn sie es täte. Sie setzte sich wieder auf den niedrigen Tisch. Sah seinen erstaunten, fast verlegenen Blick, der ihn jung und verletzbar machte. Sie mußte es einfach so lassen.